

Kaukasische Post

Adresse d. Redaktion u. d. Geschäftsstelle (vorübergehend): Michael-Str. Nr. 89, im Magazin von G. Fried (vormals E. Auffermann). Eircrunden: 10—12 vorm. (zu fragen nach W. Bauer).

Erscheint 2-mal wöchentlich:
am Donnerstag und am Sonntag.

Bezugspreis: 20 Hbl. für 1 Mt. Anzeigen: die 3-mal gepaltene Kleinzeile auf der ersten Seite 2 K., auf der 4. Seite 1 K. 50 Rev.

Nr. 77.

Tiflis, den 2. Oktober 1919.

11. Jahrgang.

Ortsgruppe Tiflis.

Sonnabend, den 4. Oktober, Michaelstr. 103, Hotel „NOI“ (vormals „Wetzel“):

Eröffnungsfeier

DES

„DEUTSCHEN HAUSES“.

im Anschluss TANZ, im Anschluss

Anfang 8 Uhr abends.

Der Verwaltungsausschuss.

1-2 Pensionäre(-rinnen)

inden gute Aufnahme in einem deutschen, intelligen, lause, Alexanderstrasse Nr 31, Quartier 4, im Hof, oben. Dortselbst werden resp. 1-2 Zimmer vermietet.

Der Vorstand des Evang.-lutherischen

Frauenvereins

bittet dringend Gegenstände für Lotterie-Allegri und Glückstome bis spätestens Mittwoch, dem 8. Oktober, im Pastorat abliefern zu wollen.

Zur politischen Lage.

Inland. — Die holländische „Borba“ zeigt sich in Leitartikeln der Nr. 221/477, vom 30. 9., auf's neue feuernd durch die Nachrichten aus Batum und dem Batumer Gebiet. Sie schreibt: „Das Batumer Gebiet ist überschwemmt von Denkschen Agenten. In den Siedlungen werden gegen den Willen der Bevölkerung von den Denkschen Dorfkäse aus der Zahl der gewissen politischen Führer ernannt. Und zu gleicher Zeit erläßt der Militär-Gouverneur von Batum General Cook-Gollis einen Befehl über den verbindlichen Umlauf des Denkschen Papiergeldes, einen Befehl, dessen politische Bedeutung dadurch in ein grelles Licht gerückt wird, daß der nämliche General beharrlich sich weigert, den Umlauf des georgischen Geldes hier, in einer rein georgischen Stadt, in dem natürlichen Laufen von Georgien, zu bestätigen. Batum — und Donisches Geld! — Abfährische Siedlungen — und Denksche Dorfkäse! Eine solche Vergepaltung des natürlichen Laufes der Dinge bedeutet eine Herausforderung der Bevölkerung, ein Schüren der Anarchie im Lande. Wir können auch nicht entfernt annehmen, daß Oliver Warbro, der oberste Vertreter Englands bei uns, nicht nur in Georgien, sondern in Transkaukasien, ein solches Verhalten des englischen Kommandos in Batum billigen oder gar unterstützen könnte. Wir möchten glauben, daß in der Beurteilung dieser verderblichen Schritte der Vertreter Englands und die englische Regierung mit den besten Transkaukasien nicht auseinandergelassen werden. Erst unlängst haben diese Völker durch den Mund ihrer Regierungen vor der ganzen

Menschheit bezeugt, daß England in Transkaukasien den Frieden und die Ordnung behütet habe. Sollte denn wirklich nun, vor dem Abzug der letzten englischen Truppenteile aus Transkaukasien, dem Kommandierenden dieser Echelons gestattet werden, die Fackel des blutigen Krieges in das Gebiet zu schleudern, das von den englischen Truppen verlassen wird? Diesen letzten Gedanken erklärt näher die ihm vorausgeschickte Betrachtung, daß Batum als Hafen den „Wiedererweckern russischer Lande vom Schwarzen Meer“ nicht unähnlich sei: „Sie begehren Batums nur als Basis für den Einmarsch nach Georgien als Stützpunkt bei der Eroberung Transkaukasien. Das ist in unverkürzter Form das alte: „Ich ziehe gegen Euch, zu Felde“. Und die, welche bereit sind, Batum den „Freiwilligen“ abzutreten, sollten zuvor die Folgen dieses Schrittes erwägen! Die Übergabe Batums an die kriegslisternen Gegen-Revolution droht im ganz Transkaukasien den Bürgerkrieg zu entfachen, mit seiner unvermeidlichen Begleiterscheinung: der Vernichtung der erzeugenden Kräfte, der Verkehrswege, der Kultur und der Rechte des Landes. Die Frage betreffend Batum ist für die Demokratie Georgiens eine Existenzfrage, u. s. w. — Die Zeitung „Obnoweniye“ (Nachfolgerin der letzten geschlossenen „Wostokdenije“, vorm. „Gruzia“) äußert in ihrem Leitartikel (in Nr. 9, vom 30. 9., Zweifel daran, daß die georgische Gründungsversammlung auch auf dieser (zweiten) Tagung weiter als über die Regelung gewisser schweriger, auf die Verwaltung des Landes bezüglicher Angelegenheiten hinauskommen werde. Die Ausarbeitung der „Grundgesetze“, welche doch die Hauptaufgabe der genannten Versammlung sei, würde wohl noch länger auf sich warten lassen, was sehr zu bedauern wäre, da infolgedessen das Staatsgebäude nach wie vor ohne Fundament bliebe. Für die Nichtigkeit früherer Annahmen spreche, daß allerdings „der Apparat der Staatsgewalt ungenügend hergerichtet sei, stellenweise sogar direkt Unordnung in das öffentliche Leben hineintrage und eine jedermann verständliche Unzufriedenheit bei der Bevölkerung erzeuge“. Der Gründungsversammlung könne unmöglich jenen „ungefährlichen Zeichen der Verwaltungsbeamten“, welches der Existenz des Staates selbst unbedingt zum Schaden gereiche, mit verstränkten Armen zuschauen. In dieser Hinsicht habe die Opposition in der Gründungsversammlung, wie gering sie an Zahl auch sein mag, zweifellos eine große Bedeutung, vorausgesetzt sie sachlich bleibe, wie in der vorigen Session, u. s. w. — Der Gen.-Gouverneur der im Kriegszustande befindlichen georgischen Eisenbahnen Sulatowitsch hat eine Reihe von Bestimmungen beschränkender Natur erlassen, die „Interessenten“ in Nr. 221 der „Borba“ abgedruckt finden. — Der Dschetsche Kreis befindet sich neuerdings auch im Kriegszustande. — Am 28. 9. ist eine außerordentliche Versammlung der tifliser Kreis-Landtschaft eröffnet worden.

Ausland. — In Berlin ist der Vollausschuss der Arbeiter-Käte aufgelöst worden. Ein Generalkreis war als Antwort auf diese Maßregel in Aussicht genommen. Er unterbleibt aber, weil die Leiter der Arbeiter-Käte ihn eben falls nicht zutreffend halten. Statt dessen soll am 9. November, dem Jahrestag des Ausbruchs der deutschen Revolution, der Versuch gemacht werden, eine staatliche Umwälzung herbeizuführen. Die Konferenz der „Unabhängigen“ und der „Portalen“ hat der Regierung kurz und bündig den Krieg erklärt und droht mit dem „Stillstand des gesamten Wirtschaftslebens“ im Lande, aber vorläufig wird nur ein Streik der Metallisten gemeldet, und auch

dieser scheint im Abflauen zu sein. Die „8 Uhr-Abendzeitung“ gibt zu verstehen, daß die Regierung ertüchelt sei, jede Behinderung der ordnungsgemäßen Betätigung des öffentlichen Lebens mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, einschließlich der militärischen Gewalt, im Kern zu ertücheln. — In England ist ein Streik der Eisenbahner ausgebrochen. Alle Vorkehrungen zur Vorbeugung desselben seitens der Regierung blieben erfolglos. Lloyd George unterstimmt alles, was nur irgend im Nachbereich dieser liegt, um mit dem Streik fertig zu werden, ehe seine schlimmen Folgen eintreten in einer schweren wirtschaftlichen Krise befindlichen Lande zum Verhängnis würden. Die Demobilisation ist eingeleitet, die Urlaube werden abgebrochen, die Arme ist auf den Kriegszug gebracht. Automobile und Wagen werden der Bevölkerung abgenommen. — Michael Romanoff (der Großfürst Michail Alexandrowitsch), der in Perm interniert war, ist, wie die „Wostische Zeitung“ zu berichten weiß, entlassen und hält sich gegenwärtig im Hauptquartier Admiral Koltshats auf. Es sei sehr wahrscheinlich, daß letzterer sich mit letztem über die Wiederberufung der Monarchie in Russland geäußert habe. — In Moskau sind in später Abendstunden des 25. 9. durch 2 Bomben, die — angeblich von Agenten Gen. Denks — in eine Versammlung der örtlichen Kommunisten geschleudert wurden, 9 der „Genossen“ getötet und 17 derselben mehr oder weniger erheblich verwundet worden. Die „Sowjet-Regierung“ droht mit „völliger Ausrottung der verärrlichen Bourgeoisie“ und „unmittelbar bevorstehender Vernichtung Denks“ etc. — Unterdessen tobt der Bürgerkrieg weiter, an der Südfront mit bemerkenswertem Erfolge auf Seiten der „Freiwilligen“. General Ramontoff soll hierbei verwundet worden sein, desgleichen einige andere Generale; General Raximoff sei gar getötet worden. Im Südosten rücken die Bolschewiki vor und haben bereits Olenischew (100 Werst südwestlich von Astrachan) erreicht. An der nördlichen Dvina und in der Richtung auf die Wurmanksee ebenfalls. Im Südwesten macht sich eine Rückbewegung der B. bemerkbar: Zaitow, südwestlich von Riens, bis wohin die B. von Ebitomir vorgezogen waren, ist von ihnen wieder geräumt worden. An der Dvina bedrängt Koltshat die B., welche nun auch in der Tobolsker Richtung zurückgehen; längs der Schömer Eisenbahn (Tjumen — Omsk) ist mit den B. daselbst der Fall: von Tjumen (am Fluss gleichen Namens) sind sie bereits bis Jalutoromsk (auf dem linken Ufer des Tobol, 180 Werst westlich von Tjumen) zurückgezogen; in der Richtung auf Orel (am oberen Laufe des Ural, südöstlich von Orenburg, jenseits der Orenburger-Tschelken-Eisenbahnlinie) sind die B. gleichfalls im Rückzuge (haben sich in der Nacht von Orel zurückgezogen). Die Einnahe von Tomsk durch die B. dürfte sich somit als ein „Mißverständnis“ erweisen, es sei denn daß bolschewistische Banden (eigene, sibirische) von Krasnojarsk bis nach T. vorgedrungen wären; doch ist auch das mehr als zweifelhaft. So wird die Einschließung der „Sowjet-Regierung“ von Süden, Westen und Osten allmählich zur Tatsache, wenn das „Kriegsglied“ Denks und nun auch das Koltshats sich nicht wieder wendet.

Japan und Amerika.

Im Jahre 1918 wurde von der japanischen „Gesellschaft des nationalen Schutzes“, mit Graf Okuma (Minister-Präsident) und Graf Kato (Minister des Auswärtigen) an

der Spine, ein Buch unter dem Titel „Der Krieg zwischen Japan und Amerika“ herausgegeben, das nach einem Bericht der „Dnlowlenje“ (erscheint in Tokio seit dem 26. 9., an Stelle der durch die georg. Regierung geschlossenen „Wolrosfordnize“, früheren „Grüna“) verschiedene interessante Angaben enthält. In dem Bericht heißt es:

Als gegen Ende 1914 eine Erschließung zwischen der deutschen und der englischen Eskadre (Schiffsgeschwadern) westlich von den Falklands-Inseln im Stillen Ozean zu erwarten war und das englische Kommando von den in der Nähe befindlichen japanischen Kreuzern forderte, daß sie sich ihm unterstellen sollten, antwortete der japanische Admiral hochfahrend: „Im Großen Ozean gibt es weiltlich vom amerikanischen Kontinent (Pazifik) gegenwärtig nur eine oberste Gewalt — die japanische!“ Diese Worte erschienen damals verfrüht, in Wirklichkeit aber hatte man sich in Japan schon längst mit dem Plane beschäftigt, auf den dieselben hinwiesen. Und nicht nur England, auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Australien wußten um diese Absichten; sie hüllten sich aber in Schweigen.

Dabei war Japan doch Englands Verbündeter! Auch konnte ungeachtet dessen Minister-Präsident Okuma 1916 von „Vertreibung Japans vom englischen Voge“ sprechen! Dieser Ausdruck hat den englischen Staatsmännern das Blut nicht wenig verdorben, die japanischen Zeitungen aber führen ruhig fort zu schreiben: „In China wird unsere Armee die Engländer erdrücken, wenn sie es wagen sollten, uns in den Weg zu treten“, oder: „Wenn wir England im Stich lassen, wird es nicht mehr in der Lage sein, seine bisherige Stellung in der Welt zu bewahren“. Über dieses Thema schreiben die japanischen Zeitungen, ohne sich zu genieren, unausgesetzt erlenlange Artikel, welche die feindlichen Wünsche gewisser Kreise des japanischen Volkes deutlich widerspiegeln.

Nicht viel besser sind die Japaner auch Amerika gesinnt. In dem erwähnten japanischen Buche endet die Betrachtung über die Unausbleiblichkeit des Krieges mit Amerika folgendermaßen: „Unser großer Plan besteht in der Sparjamkeit, damit wir uns Californien, der Hawaii-Inseln, der Insel Samoa und der Philippinen bemächtigen könnten. Statt der Seide müßten unsere Frauen Baumwolle tragen. Alle unsere gewöhnlichen Erzeugnisse müßten für das Heer und die Flotte verwendet werden. Alle unsere Lehrer müßten ihren Schülern einpflanzen, daß die Vereinigten Staaten unser allergrößter Feind sind“.

Ein dritter Feind Japans ist Australien, so daß man sagen kann: die Japaner bereiten sich zum Kriege mit der angelsächsischen Rasse vor.

Die Vereinigten Staaten haben sich deshalb auch in den Besitz der Hawaii-Inseln und der Philippinen gesetzt, um Stützpunkte für ihre Macht im Stillen Ozean zu haben

und zugleich den Panama-Kanal verteidigen zu können. Auf der Insel Oahu (2100 Meter von St. Franzisko) haben die Amerikaner in einem erloschenen Krater eine Festung errichtet, unter deren Schutz eine große Flotte stehen kann. Aber alle diese „geheimen“ Maßnahmen sind bis in ihre kleinsten Einzelheiten den Japanern bekannt, und schreiben sie über diese Festung ganz offen in ihren Zeitungen. Und das ist nicht zu verwundern. Auf den Hawaii-Inseln leben mehr als 100.000 Japaner, die hier in den Plantagen (Anpflanzungen) arbeiten oder als Kaufleute und Handwerker in verschiedenen Orten wohnen. Die Amerikaner sagen selbst, daß die Hälfte von jenen frühere Soldaten seien. Und es scheint fast, daß gegen die Japaner die amerikanische Wachsamkeit nichts auszurichten vermag. In dem erwähnten japanischen Buche heißt unzweideutig zu lesen, daß in Californien, auf den Hawaii-Inseln und den Philippinen die japanische Spionage vorzüglich organisiert sei. „Wir müssen zugeben“, heißt es daleilich, „daß solche Hilfsmittel nicht vornehm und auch nicht ehehlich sind, aber wir Japaner haben es mit Leuten zu tun, die ihre Zucht beständig zur Lüge und zu Betrügereien nehmen, und denen wir vorerst Anstand, Ehrlichkeit und sittliche Reinheit heibringen müssen“.

Nicht weniger hart ist, im Grunde genommen, auch der Antagonismus (Widerstreit) zwischen Japan und England, das in China noch solche Stützpunkte besitzt wie Hongkong, fern in Sibirien Singapur und andere. Um den Einfluß Englands auf China zu vernichten, muß Japan, ob es will oder nicht, mit ihm zusammenstoßen. Derartige unabwendbare Schwierigkeiten überhaupt voraussehen, tun die Japaner ihr Möglichstes, um Korea zu beruhigen und werden wahrscheinlich auch mit China so oder anders ins Reine kommen.

Japan ist nicht imlande, seine so schnell sich vergrößernde Bevölkerung zu ernähren, und eben schon leben 13 Millionen außerhalb der Metropole (eigentlich: Mutterstadt, hier im Sinne von Mutterland gebraucht), davon 1/2 Million in Californien. Die gebirgigen japanischen Inseln sind wenig fruchtbar, weshalb Japan auch genötigt ist, sich namentlich der Industrie zuzuwenden. Da es aber keine eigene gute Kohle besitzt, so muß es sie in der Nähe suchen. Die nächsten Kohlenlager befinden sich in der chinesischen Provinz Schantung, die, seitdem die Deutschen aus Kiautschow fort-sind, Japan offen stehen. Auf Schantung kann es nicht verzichten; Schantung ist das Fundament seiner Zukunft. Außerdem bedarf Japan Chinas als des nächsten Marktes für den Absatz seiner Erzeugnisse, und um überflüssige Konkurrenz von dort zu verdrängen, muß es vor allen Dingen England aus dem „gelben“ Asien und Amerika von den Inseln im Stillen Ozean verdrängen. Die Vereinigung „Mia Giloi“ (?) und andere Organisa-

tionen streben danach, das gelbe Asien unter die Hegemonie (Oberhoheit) Japans zu bringen, und wozu der Schein nicht trägt, so hoffen die klugen und klüglichen Japaner schon seit langem, daß die Indo-Chinesen, Siamesen und sogar die Hindus sich auf ihre Seite stellen werden, sobald der Tag des aktiven Vorgehens anbricht.

Japan kann nicht erst auf enge Zeiten warten, es muß die Verbindungen und die neue, unklare Gruppierung der Großmächte Europas ausnützen. Die Interessengemeinschaft (Anpflanzung) Deutschlands und Österreichs leicht zusammenzuführen; zu ihnen werden sich wahrscheinlich die Türkei und Bulgarien gesellen; * Japan wird auch leicht von der heutigen Entente abfallen; dann aber wird zweifelsohne der japanische Premier-Minister Worte brauchen, wie sie der japanische Admiral im Jahre 1914 gesprochen hat“.

Die Reichswehrtruppen in Groß-Hamburg.

Die Reichstruppen, die schon am 27. Juni in Hamburg einmarschiert waren, hatten zurückgezogen werden müssen, weil die Anzahl der zusammengezogenen Kräfte nicht ausreichte, um eine gründliche Befestigung der Stadt vorzunehmen.

Am 1. Juli, um 5 Uhr morgens, erfolgte dann aber aus fünf verschiedenen Richtungen ein erneuter Einmarsch von Reichswehrtruppen, bestehend aus Deutschen aller Stämme (von den Schleswig-Vollsteinern bis zu den Bayern), unter Leitung des dem ganzen deutschen Volke durch seine Taten im letzten Kriege rühmlich bekannten Generals v. Lettow-Vorbeck, diesmal mit dem nötigen Erfolg, der, nach einer Betrachtung (an leitender Stelle) im „Hamburger Fremdenblatt“ vom nämlichen Tage (1. 7.), in folgender Weise gipfelt:

„Das Reich will der verfassungsmäßigen, den Mehrheitswillen der ortsanfässigen Bevölkerung vertretenden Regierung seiner wichtigsten Hafenstadt das Maß von Siederheit und Bollzugsgewalt verschaffen, ohne welches das Schicksal Hamburgs weiterhin dem Zufall und der steten Beschädigung im untereinanderen Spiel aufgepeitschter Leidenschaft oft recht kleiner Bevölkerungsteile preisgegeben wäre. Es hat leider der nächsteren, vernünftigen Sinn des hiesigen Volksschlages sich nicht entschieden genug Geltung zu verschaffen gewagt und nicht vermocht, aus sich heraus dem der Hamburger Art so weisensfremden Treiben der unverbesserlichen Schreier und Veger die Wirkungsmöglichkeit zu nehmen. Das hierzu die Einwohnerschaft unserer Heimathat leider nicht die nötige Einmütigkeit ausgebracht hat, konnte schärfer und beschämender gar nicht in Erscheinung treten, als es durch die tödliche und grausame Ermordung der wohllosen Bahnenfelder Freiwilligen geschehen ist. Das waren Verbrechen, wie sie dem deutschen und be-

Für Herz und Gemüt.

Armeniens Leid.

(Von Johannes Tumanjan.)

Armeniens Leid ist ein wogendes Meer: in ungestüm tobender Flut, worin sich die Seele, vom Harme so schwer, verliert in blühender Blut...

Sie bäumt sich auf in dem tosenden Sturz und sucht in dem Dämmer ein Land, wo blau sich die Hoffnung mit Sehnsucht vermischt, entrückt durch die flutende Wand.

Doch Ruhe kann nimmer im gebnenden Schland, sie finden vom drückenden Web: Armeniens Leid, wie verwoben im Grund, trägt in sich die schäumende See.

Verdeutsch von Fr. Neumann.

Dittis, 27. IV. 1910.

Die Wasserflut am Rheine.

Eine Erzählung für Jung und Alt von Chr. von Schindl.

(Schluß.)

Die Seligkeit guter Eltern und guter Kinder.

Daniel war indessen seitwärts stehen geblieben. Mutter und Kinder hatten in ihrer Freude ihn kaum bemerkt, oder doch wenig auf ihn geschaut. Er aber ergabte sich innig an der Freude seiner Mutter und Geschwister, die

alle recht gut und blühend aussahen. Die Mutter, für die es bisher so vieles zu sehen gab, bläute ihn nun erst recht an und sagte: „Der feine junge Herr da, sagst du, bringe uns alle diese schönen Sachen! Ja, wer ist er denn?“

Martin erhob seine Augen zum Himmel, faltete die Hände und sprach mit Feierlichkeit und hausväterlicher Würde, die etwas Erhabenes hatte: „Hört und erlaunet — und betet Gottes heilige Vorsicht an!“ Mutter und Kinder waren so zur Freude gestimmt, daß er ihnen die größte Freude, die ihrer wartete, ohne Gefahr entdecken konnte. „Sieh, liebe Dittie, sagte er, dieser liebe, freundliche junge Herr ist dein Sohn Kaspar. — jenes Kind, von dem wir glaubten, es sei in jener großen Wafferkut umgekommen. Ein reicher Kaufherr und sehr edler Mann hat ihn an Kindesstatt angenommen und Kaspar, aber wie er jetzt heißt, Daniel, wird nun bald imstande sein, seine Geschwister zu unterstützen und seinen Eltern ein fröhliches Alter zu heretzen.“

Hierauf erzählte Martin, wie die Wiege mit dem Kinde, nachdem sie aus dem vom Wasser durchbrochenen Hause einen Ausweg gefunden haben mußte, auf dem Rheine weit hinab geschwommen, wie der Hund der Wiege nachgeschwommen und das Kind, wiewohl vergebens, zu retten suchte; wie aber die Treue des Hundes die Leute am Ufer auf das Kind in der Wiege aufmerksam machte und die Ursache war, daß es gerettet wurde.

„Doch“, sprach Martin, „was rede ich von dem Hund, so sehr ich auch seine Treue bewundern muß? Gott, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt,

hat das Kind gerettet! Gott hat sich nach seiner unendlichen Weisheit, die sich auf alles erstreckt, bloß dieses seines Geschöpfes, dieses treuen Tieres, zur Errettung unseres Kindes bedient. Ihn, den guten barnbergigen Vater der Menschen, wollen wir anbeten; ihm wollen wir danken.“ — Vater, Mutter, Daniel, alle Kinder, auch der Postknecht, der noch auf sein Trinkgeld wartete, wurden von andächtigen Gefühlen ergriffen und blickten mit Augen voll Tränen zum Himmel.

Daniel konnte sich aber nicht mehr halten. Er fiel seiner Mutter weinend um den Hals, und die Mutter schloß ihn in die Arme und drückte ihm unter den süßesten Tränen, die sie je geweint hatte, an ihr Herz. Er begrüßte hierauf alle seine Geschwister. Die Seligkeit, die in diesen himmlischen Augenblicken Eltern und Kinder empfanden, ist unbeschreiblich.

Anfangs waren Daniels Brüder und Schwestern etwas scheu gegen ihn; er schien ihnen zu vornehm, als daß sie recht vertraut mit ihm hätten umgehen können. Sie konnten auch kaum glauben, daß er ihr Bruder sei. In der Tat war wirklich ihm und seinen Geschwister, wenn es so in ihrer Mitte fand, ein auffallender Unterschied zu bemerken. Seine zierliche Kleidung nach Art reichlicher Städte, sein Angeficht weiß und rot wie Milch und Blut, seine reine Aussprache, der seine Anstand in seinem Betragen, schienen sehr ab gegen die bäuerliche Tracht seiner Brüder, ihre von der Sonne gebräunten Gesichter, ihre ländliche Mundart, ihre Dorfzeiten und übergroße Höflichkeit. Allein, da er so ganz ohne stolz, so anspruchslos und bescheiden, so lieblich und freundlich war, so ge-

sonders auch dem Hamburger Volkscharakter so fern lagen, daß das aus tiefer Beschämung auftauchende Verlangen, solches gewalttame Herunterzerren unseres Volkes wirksam zurückzuhalten zu können, wohl allgemein gefühlt wird. Nun sind die Reichstruppen da... Ohne Söldner und ohne auf Widerstand zu hoffen, sind sie eingerückt. Es sind Volksgenossen, die zu Volksgenossen kommen. Nur zur Abwehr solcher leibenszerstörender Gewalten, die den Willen und das Selbstbestimmungsrecht der Wehrer über Landesgrenzen durch Niederschlagung unter ihren eigenen Herrschaftswillen, ihre „Diktatur“, beugen wollen, tragen die Reichstruppen ihre Waffen. Wer an den Wiederaufbau Deutschlands, an der Zukunft unseres Volkes mitzuwirken das natürliche Bestreben in sich fühlt, der grüßt die entschlossenen Helfer und Schützer als treueste Brüder in gemeinsamen Werk und Trachten...“

Den Einzug der Reichstruppen schildert der Berichtserstatter des „Hamb. Fremdenbl.“ wie folgt:

„Regenschauer ringt sich der Morgen aus den Umhüllungen der Nacht. Von den Bäumen, die den Wandbeter-Marktplatz säumen, lasten Tropfen. Wasserläden auf den Straßen, in denen das faßte Licht der Dämmerung sich widerspiegelt. Doch redt sich die Wandbeter Kirche in das Grau hinein. Und doch, um die Spitze des Turmes ist es, wie ein erstes Minken goldig-rothes Lichtes, wie von hastenden Händen gefahret hat es, nicht und kommt und huscht, Lichtbecken, den Turm hinauf, hinauf.“

In die Stille hinein Hupensiree. Über den stillen Markt preßt ein graues Auto, eine blaue Wolke, vorbei. In das Grau des Himmels malt sich zoge Blaue, so, als würde wo ein Fenster aufgemacht, um einen Blick auf die wunderliche Erde zu tun. Zu sehen gibt noch nichts, aber zu hören. Hupensiree wiederholen sich, Dröhnen, durch die Ferne gedämpft, Häberntönen und Geschlamm von Marschkolonnen. Und mit einem Male verändert sich das Bild, von zwei Seiten kommen auf den Markt Spikereiter, Radfahrer, und immer deutlicher wird das Heranzug von marschierender Massen. Da tauchen sie auf, Stahlhelme, Gewehr über, Handgranaten am Koppel, Schanzzeug klirrt, Hüfe stampfen, eine endlos graue Heerschaar ergeht sich auf den breiten Straßen. Offiziersautos faulen herbei, verweilen, Frage, Antwort, Fingerzeig, weiter. Schwarzweiße Fähnlein flattern an Lanzen, Husaren; rauschende Feldschützen, Messingwagen, Kübelwagen, Sanitätswagen. Dann drängt sich ein viereckiges fauchendes Etwas hervor, prustet, verweilt, wie um zu verschlucken, rückt ein Stückchen weiter, hält und saugt dann gerade auf den Markt zu, als sei ihm jetzt erst eingefallen, was es eigentlich wollte. Panzerautos. An den Seiten und der Stirnseite gemalte Totenköpfe; eßliche Dinger, denen man nicht gern zu nahe kommt. Nacheinander rücken sie auf. Nun

rücken neue Truppen heran. Auf kleinen, von zwei Pferden gezogenen Wagen ragen kurze Rohre nach oben, Minenwerfer; sie sehen harmlos, fast vergnügt aus, wie sie stummelig in die Höhe ragen, fast als könnten sie nicht genug sehen. Dann Radfahrer-Kolonnen, Musik, Artillerie, sechs-spännig; links und rechts flankiert von den Marschierenden.

Halt!

Mit einem Ruck steht das Gewoge, das jetzt die Hamburger Grenze mit der Spitze erreicht haben muß, still. Meldungen. Heranziprende Ordronpanzen, Strammstehen, Rechts, ab. Deutsche Manneszucht, Disziplin, Unterordnung unter den Höheren, das Militär, wie immer man es auch heiße, Volkswehr, Volkseher, kann ihrer nicht entziehen.

Immer breiter durchfließt helles Licht das Grau des Morgens; Sonnengold ruft auf den Dächern; aus allen Fenstern lugen neugierig die Menschen; die Berittenen treten sich die Füße, Scherzworte zwischen den ersten Zivilisten. Straßenbahnen klingeln. „Rechts ran!“ Dann wieder „Aufbruch.“ „An die Gewehre!“ „Stillgestanden!“ „Marsch!“ Wie früher.

Endlich wälzt sich der Heerwurm der Stadt entgegen. Immer vorüberausende Autos mit Offizieren; singende Kolonnen. Die Straßen wachen auf. Die zur Arbeit gehenden Menschen mehren sich. Stumm steht man dem imposanten Aufmarsch zu. Widerstand? Schon der Anblick dieser Truppen allein verurteilt jeden Gedanken an Widerstand zur Lächerlichkeit.

Um 6 Uhr etwa sind die ersten Soldaten am Hauptbahnhof, bestehn ihn, lösen die Volkswehrmasse ab. Um 6 1/2 Uhr sind Geschosse aufgefahren, Maschinengewehre aufgestellt, Posten ausgehellt, die Ernst Marsch-Brücke gesperrt und der Sachmannsplatz von Reutingeren gesäubert. Die Mahnungen, den Truppen keinerlei Schmierigkeiten zu machen, haben doch geruchtet; die Menschen folgen den Anweisungen willig, und wo man sich auf Unterhaltungen einläßt, weil vielleicht gerade die Arbeitstelle innerhalb des abgesperrten Gebietes liegt, ist auch der Ton auf beiden Seiten zu ruhig wie möglich. Aber durch kommt keiner. Man ist höflich, freundlich, aber unerbittlich. Wohlvergnügte ziehen hinunter ab, andere lachen und finden sich dazwischen, einen Linweg machen zu müssen.

Über der Stadt ziehen Flugzeuge ihre Kreise; das Knattern der Propeller fällt durch die Luft wie fernes Schießen. Langsam füllt sich die Truppe vom Hauptbahnhof vor. Panzerautos rücken heran, vorüber, das Rathausmarkt zu. In jonneller Fahrt fahren sie um das Rathaus herum, um die Börse, und machen Halt beim Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Ein Zug Radfahrer läuft heran, nebenher faucht ein Auto, direkt auf das Rathausportal

zu. Das schmiedeeiserne Tor öffnet sich, die Radfahrer ziehen hinein; die Wehrgreifung des Rathauses ist ohne Zwischenfall vor sich gegangen.

Genau 6 1/2 Uhr ist es. In schneller Folge treten nun andere Truppen ein. Bagage, Artillerie. Einen Augenblick nur, und schon stehen sowohl an der Altonaerstraße als an der Johannisstraßenseite Geschosse aufgeföhren, die ihre Münder drohend emporrichten. Maschinengewehre werden aufgestellt, Munition bereit gelegt. Menschenansammlungen werden höflich auseinandergehalten. Am Rathausmarkt zeigt die Uhr 12. Sie ist stehen geblieben bei den letzten Umrufen. Das Guld der Ziffern leuchtet hell in dem jetzt prachtooll das Rathaus umfließenden Licht, in dem aber auch die Einschlagstellen der wohlwinnigen Schießereien mit aller Deutlichkeit ausbleiben. Ein paar Minuten später sind die Zugänge zum Rathausmarkt abgesperrt, die elektrischen Bahnen müssen Rechts machen. Auch von anderen Seiten sind inzwischen Truppen eingerückt. Hamburg ist von Regierungstruppen besetzt.

Als äußeres Wahrzeichen der endlichen Wiederherstellung der Staatsautorität wurde bald nach dem Einzug der Reichswehrtruppen aus der Laube des Rathausmarktes die hamburgische Staatsflagge herausgehängt. So oft bei freudigen Anlässen hat sie ihr Dreiecksbild gezeigt; aber seit Ausbruch der Revolution hatte sie sich nicht wieder gezeigt. Nun bläst sie im lauen Wind des ersten Julitages ihr Tuch, wo so oft in den letzten Monaten die rote Flagge der Revolution geweht hat. Auch ihre Sicherheit zu verbürgen gegen den Aufruhr, ist Aufgabe der eingerückten Reichswehrtruppen.

In ganz kurzer Zeit waren auch die Zugangsstraßen zum Rathausmarkt mit Drahtverbänden versehen. Spanische Reiter zeigten ihr schlüßiges Gewinde. Mit Unmühe wurden die nach vorbereiteten Plänen vorgesehenen Absperzungen vorgenommen. Es ging wie am Schnürden.

Um 9 Uhr vormittags erfolgte die Besetzung des Polizeitors, der Abhänge des Bismarck-Denkmal, der Selgoländer Aller, des Zughausmarktes und der weiteren Umgebung durch die ankündenden Truppen. Fortgesetzt kreisten Flieger über Hamburg, die keine Wille an schwarz-weiß-roten Bändern mit Meldungen abwarfen.

Die Kommunistische Partei hat während der Nacht besonders in der inneren Stadt Flugblätter angefleht, die die Überschrift tragen: „Soldaten, Kameraden!“ und die Aufforderung enthalten: „Die Waffen nieder!“ In den Flugblättern wird behauptet, daß an den Tumulten in Hamburg keine politische Partei beteiligt gewesen sei, und die Barenfelder auf friedliche Demonstrationen geschossen hätten.

Der Straßenverkehr, der in den ersten Stunden nach dem Einmarsch der Truppen so gut wie lahmgelegt war, konnte sich im Verlauf der Vormittagsstunden, mit der durch die besonderen Umstände gebotenen Einschränkung natürlich, ungehindert entwickeln. Selbst der Straßenbahnverkehr über den Rathausmarkt konnte wieder aufgenommen werden. Auch die Elbübrücken sind von einer starken Abteilung Regierungstruppen, die Maschinengewehre mit sich führen, besetzt. Der Verkehr geht dort gleichfalls ungehindert weiter.

Im Hafen wird die Ordnung durch die auf der Elbe und in den einzelnen Häfen patrouillierenden Torpedoboote der Eisernen Division aufrechterhalten. Die drei am Sonntag nach der Unterelbe gegangenen Torpedoboote sind im Laufe des Montags nach Hamburg zurückgekehrt. Zu ihnen haben sich in der Nacht von Montag auf Dienstag vier weitere Boote gesellt, so daß jetzt im ganzen 12 Torpedoboote in Hamburg sind. Küster den schon früher aus Anlaß der Lebensmittelmittel durch Stachelkraut gesperrten Brücken nach dem Freiabgabebiet ist jetzt auch der Elbtunnel für den Verkehr gänzlich abgesperrt und durch Reichswehrtruppen besetzt. Der Fährdampferverkehr hat keine Einschränkungen erfahren, auch in den Straßen der Hafengegend widelt sich der Verkehr in üblicher Weise ab.

Aus dem deutschen Leben.

Epitaph.

Das Deutsche Haus

Bei Ausbruch des Krieges mußte die stillere deutsche Gesellschaft unter manchen anderen Verlusten auch auf eine der wertvollsten Einrichtungen des deutschen Lebens verzichten: auf den alten deutschen Verein, dessen

wannere Brüder und Schwestern bald Vertrauen zu ihm und redeten so vertraulich mit ihm, als wären sie mit ihm erzogen worden. Sie gingen mit ihm auf die Wiese, in den Weinberg und umher in der Gegend. Sie zeigten ihm alles, was das Landleben Schönes und Angenehmes hat.

Eines Morgens gingen Vater, Mutter und Geschwister mit Daniel auf die Anhöhe unweit des Dorfes, auf welcher sie bei jener Überschwemmung eine so fürchterliche Nacht zugebracht hatten. Die Mutter erzählte ihrem Sohne Daniel, welche Angst sie da ausgehoben und wie sie um ihn gejammert habe; auch welcher allgemeine Jammer entstand, als alle, die sich damals auf der Anhöhe befanden, ihr freundliches Dörfllein so schrecklich verheert haben.“

„Nun, nun,“ sprach der Vater, „mit Gottes Hilfe ward es aber wieder aufgebaut, und zwar schöner und fester als zuvor. Ich sagte schon damals, dieses große Unglück werde am Ende uns allen großen Segen bringen! Und so ist es auch gekommen. Die Leute in unsem Dorfe sind in der ganzen Gegend wurden mehr angetrieben zum Gebet und zum Vertrauen auf Gott; sie erkannten ihre Abhängigkeit von Gott lebhafter, und welche Unterwürfigkeit sie ihm schuldig seien. Ihre Arbeitsamkeit, die bei ihrem Wohlstande ziemlich nachgelassen hatte, wurde aufs neue geweckt; und einige, die der Reichtum und Überfließ hochmütig und verschwendisch gemacht hatten, wurden von der Zeit an demüthiger, sparsamer und mäßiger. Drum sag ich immer: Nur nie verzagt, so übel es uns auch gehen mag; es geht gewiß wieder einmal gut. Gott wagt

am Ende alles recht, wenn nicht in dieser, doch in jener Welt.“

In der Folge machte Herr Blank den trefflichen Martin, von dessen Geistesreife und Kunde des Weinbaues er sich vollkommen überzeugt hatte, zum Aufseher und Verwalter seines ansehnlichen Weinbaugebietes, das er damals, als Daniel aus dem Kleinestrome getretet wurde, noch selbst bewohnt hatte. Martin überließ sein Haus nebst Weinberg und Weide seinem ältesten Sohne und zog mit seiner Ehefrau und seinen übrigen Kindern auf das ansehnliche Landgut, dessen Verwaltung Herr Blank ihm anvertraut hatte. Daniel, dem Herr Blank seine ganze Handlung abtrat, ward dadurch in den Stand gesetzt, alle seine Geschwister auf das Beste zu versorgen, was er auch redlich gethan hat. Vater Martin und Mutter Ottilie, die sehr alt wurden, sagten öfter mit gefalteten Händen und frommen Blicken zum Himmel: „Der liebe Gott hat nicht nur unser Kind vom Wasserode errettet, er hat durch eben jene Wasserflut allen unsern Kindern große Wohlthaten erwiesen. Denn wie Eltern hätten, wenn auch jenes Unglück nicht über uns gekommen wäre, wenig für sie tun können! Nun aber sind alle aufs Beste versorgt. Der liebe Gott ist der wundervolle Götter aus aller Not.“

Sie erlebten an ihren Kindern viele Ehre und Freude und wurden von ihnen versorgt bis an ihr seliges Ende. Auch Herr und Frau Blank fanden an Daniel einen guten Sohn, der die Stille und den Trost ihres Alters wurde. So ernteten alle die Früchte der guten Erziehung.

Leistungen in den verschiedensten Zeitperioden sich gewiss noch jeder erinnert.

Dank der rührigen Tätigkeit des Vorstandes der Tischler Ortsgruppe ist es nun gelungen, ein geeignetes Lokal zu finden und an Stelle des ehemaligen „Deutschen Vereins“ ein „Deutsches Haus“ zu eröffnen, in dessen Räumen deutsche Geselligkeit und deutscher Geist gepflegt werden sollen. Zur Eröffnungsfest am 4. Oktober, im Hotel „Nora“, vormals „Winkel“ (Michaelstr. 103) werden alle Stammesgenossen, auch Gäste anderer Nationalität, herzlich eingeladen.

Der Verwaltungsausschuß, der am vergangenen Sonntagabend von der Generalversammlung der Ortsgruppe gewählt wurde, wird für Unterhaltung in ausreichendem Maße Sorge zu tragen wissen.

Katharinenfest, 21. 9. 19.

Von einem traurigen Vorfalle haben wir zu berichten, der sich am 19. d. Mts. zutrug. — In den letzten Tagen wird bei uns sehr viel Holz aus dem Walde geholt, um die letzten freien Tage vor dem Traubenschneiden ja recht gut auszunützen. So schien auch dem Kolonisten Robert Böhringer die Arbeit gut zu gelingen, denn am genannten Tage fuhr er um 12 Uhr mittags zum zweitenmal in den Wald „Haltach“, ungefähr 4 Werst vom Dorfe abgelegenen. Als er mit seinem Lehrlingen (H. B. ist ein Wagner) und einem Tagelöhner emsig am Holzaufladen waren, tauchten auf einmal 7 bewaffnete Männer (einer hatte sogar ein Binokel bei der Hand) vor ihnen auf; diese hielten den friedlichen Arbeitern die Waffen vor die Brust, banden alle 3 mit einem Strick zusammen, nahmen ihnen 3 Pferde mit Geschirr ab und was sie noch wertvolles fanden, wie: Axt, Kette, Bürsten, „Zwerchsaß“, und trieben sie tiefer in den Wald hinein.

Unterdessen fuhr weiter unter der Feder des Überfallenen, Johannes Böhringer, schon mit Holz nach Hause. Auch ihm wurden von denselben Bande 3 Pferde ausge-spannt, mit allen wertvollen Sachen. Er selbst wurde mit seinem 13-jährigen Sohne und dem Arbeiter ebenfalls mit einem Strick zusammengebunden und auch waldein getrieben. Als die beiden Gruppen zusammentrafen, wurden die 6 Gefesselten in eine Reihe gebunden und weiter getrieben, wobei der Vater und der Arbeiter des Sohnes (ein Russe) schauderhaft geschlagen wurden. Ja, man sagte den Überfallenen, daß man sie alle erschlagen werde. Doch oben auf der Anhöhe angelangt, verschwand ein Teil der Räuber mit den Pferden, der andere Teil blieb bei den Gefangenen zurück. Von diesen wurde schließlich der Lehrling befreit, damit er den anderen die Stiefel und Kleider ausziehe. Somit wurden die Unglücklichen noch bis auf die Unterleider ausgezogen. Als die Sonne untergegangen war, verschwanden die letzten Räuber. Dann löste man auch den Gefangenen die Binden und ließ sie frei. Sie waren bei 10 U. vom Dorfe ab. — Vom Vorgefallenen wurde noch an demselben Abend dem Rayonskommissar gemeldet, der auch sofort einen Teil seiner Mannschaft ausschiedte, um den Räubern den Weg abzukürzen. — Man vermutet, daß der Überfall von einem Teil der Bande des Armeniers „Bellar“ verübt wurde, da dieser in letzter Zeit in den Wäldern der Umgegend haute. Ein R-r.

Alexandershilf.

Zum Besten der Kolonie Gigejewka wurden hier vom Schulrat (Richterkassen Friedrich Lamparter und Wilhelm Anselm) und den Lehrern (Woldemar Stähle und C. Rachenkiewicz) nach 2 Witen 8942 Rubl. eingesammelt, die der Vorstand der Ortsgruppe mit einem Bescheidsschreiben, vom 19. Sept. unter Nr. 84, an den Zentral-Vorstand des Verbandes der transkaukasischen Deutschen überwiesen hat. (Empfangsbestätigung bereits erhalten).

(Die Sammellisten werden in der nächsten Nummer veröffentlicht werden. — Die Schriftleitung.)

Das Schicksal der deutschen Kolonisten in der Ukraine.

(Schluß)

„Der Ukraine, warum wir die Schlacht verloren haben, gibt es mehrere:

1. Der Unvorsichtige ist Poljanetz. Er war in Worms und Kasch, gemäß den Bitten anderer Abgeordneten, nach Kasch mit Hilfe zu eilen, fuhr er nach Poljanetz

und Cherson, um Grigorjew zu suchen. Nach meiner Meinung mußte er mit den vorhandenen Kräften uns zu Hilfe kommen, die vorbereiteten Räuberbanden zurückzuschlagen und dann mit den nachfolgenden Kräften der Bolschewiken in Verbindung treten.

2. Die Gebrüder A. und B. Döbner, Führer der Bormirer und Kobröder Organisationen. Sie willigten nicht nur nicht ein, mit den Kräften dieser Organisationen zu Hilfe zu kommen, sondern flohen nach Odessa, indem sie sagten, man würde sie als frühere Offiziere abschlagen. Zwei Tage vor der Schlacht hatte mich der Kommandeur der 2. Eskadron der „Freiwilligen“, Oberst Glawitsche, zu sich rufen lassen und sagte mir, daß Döbner bei ihm war mit der Meldung, in den Berezjaner Kolonien gäbe es eine Menge junger Männer, die darum bitten, aus ihnen eine besondere Abteilung zu bilden zur Teilnahme an den Kämpfen gegen die Bolschewiken. Ich antwortete, daß ich ihm nicht helfen könne und daß die einzige kompetente Behörde, mit der er in dieser Frage Verhandlungen anknüpfen kann, das Zentral-Komitee in Odessa ist.

3. Oberst Glawitsche. Die ihm unterstellten „Freiwilligen“ boten ihm sehr, sie nach Kasch zur Hilfe zu schicken. Ein Teil der Eskadron wollte bis zur Rückkehr der Kameraden den Tagesdienst übernehmen. Glawitsche blieb bei der Behauptung: „Die Franzosen erlauben es nicht“. Glawitsche handelte genau so wie früher die Oskobrynen-Gutsbesitzer.

4. Schuld sind vor allem auch die Franzosen. Diese Herren haben sich über unsere Abgesandten einfach lustig gemacht. „German iches!“, antwortete der Oberst höhnisch. „Ihr habt mit den Germanen Wein getrunken und konnt zu ihnen gehen“, sagte er. Als unsere Flüchtlinge mit Frauen und Kindern in Perejowka an ihnen vorbeifuhren, mochten sie sich über jene lustig, während ein Teil der russischen Bevölkerung Mitleid zeigte.

Worms stülte endlich zu Hilfe, es war jedoch zu spät. Sie hätten aber die Bahnlinie fahren müssen, dort schob sich aber ein gepanzerter Wagen vor, der sie mit Geschütz- und Maschinengewehrbreue beschuß und sie nicht durchließ. Daran ließ die Döbner Schuld, weil wegen ihrer Feigheit die Bormirer zu spät ausgefahren waren. Wenn uns nur 50 Mann zu Hilfe gekommen wären, so hätten wir alle zurückgeschlagen, weil dann die Unrigen wieder vereint vorgegangen wären, den Mut nicht verloren, und die Position nicht verlassen hätten. Einige junge Männer von Kasch haben nicht geholfen, die Überfallenen zurückzuschlagen. Diese gehören zu der Armeren Klasse, für die wir alles getan haben, um sie durch den Winter hindurchzubringen. In diesem Zweck haben wir von dem benutzten Einwohnern zwangsweise 35 000 Rubl. bezogen. Schlecht, sogar sehr schlecht hat sich München benommen. Nur ein sehr geringer Teil der Bevölkerung Münchens ist uns zur Hilfe gekommen. Der armerer Teil nahm gar keinen Anteil daran. Uebrigens hat man nirgends bemerkt, daß jemand von den Unrigen gegen uns gegangen wäre. Es sind schon einige Tage vergangen, wir haben bis jetzt keine genaue Nachricht darüber, was in Kasch vorgeht. Von Kobröder aus haben die Kaschatter eine Abordnung zu den Bolschewiken geschickt, wir wissen aber noch nicht, welches Resultat sie erzielt haben. Ein großer Teil der Flüchtlinge ist aus Kasch ohne jegliche Mittel weggegangen, weil niemand darauf gedacht hatte, daß sich solche Folgen ergeben und daß wir die Schlacht verlieren könnten. Viele Flüchtlinge sind ohne eine Axtel gelassen, manche sind hartlos. Zum Glück haben sie in deutschen Kolonien Unterkunft gefunden. Die Bevölkerung von Worms haben sich in der Kaschtreuehaftigkeit ganz besonders ausgezeichnet. Mit einer einzigen Ausnahme können alle die Kaschtreuehaftigkeit der Bormirer nicht genug rühmen. Viele wollten auch für Kobröder für die Pferde kein Geld nehmen. In anderen Kolonien, z. B. in Kobröder, hat man die Flüchtlinge ebenfalls sehr gut aufgenommen, immerhin haben sich keine gefunden, die nicht umhin konnten, die Lage der Flüchtlinge auszunutzen oder wenigstens keinen Unterschied machten zwischen den Flüchtlingen aus Kasch und durchziehenden Händlern und anderen. Die Kaschatter Flüchtlinge sind überall zerstreut: in Johannestal, Kobröder, Speier, Worms, Berezowka, Wiktorsfeld, Hachowo (Molotowo) und anderen Plätzen. Manche sind in schrecklicher Lage. Ein großer Teil ist gänzlich ruiniert. Das Herz bricht mir, wenn ich ihre Lage sehe und daran denke, daß ich es war, der ihnen den Glauben an unsere Selbstschutz und an die gegenseitige Hilfe aller Kolonisten beigebracht hat. Sogleich, nachdem der Überfall der Bande des Segida abgeklungen worden war, hat die Kaschatter Gemeinde folgenden Gemeindevorstand gemacht: „Wir machen der umliegenden Bevölkerung und den Vertretern der Gewalt bekannt, daß die Gemeinde Kasch jede augenblickliche Gewalt anerkennen, ihre Verordnungen erfüllen, sich in keinerlei politischen Kampf einlassen, gegen Banden und Überfälle aber mit allen Mitteln kämpfen wird. Zu diesem

Zweck haben wir beschloffen, uns mit anderen Kolonien wegen gegenseitiger Hilfe zusammenzuschließen. Ebenso auch der russischen Nachbarbevölkerung vorzuschlagen, hinsichtlich des Selbstschutzes gegen Bandenüberfälle mit uns in Verbindung zu treten.“ Er wurde den russischen Dorfältesten der umliegenden Dörfer zugelesen, aber nicht von einem derselben mit man eine Antwort erhalten. Heute, den 18. März, sind 160 Bolschewiken (aus Poljanetz, wie man sagt) nach Johannestal gekommen und haben die Waffen abgenommen. Zehn Generäle hat man dem Dorf gelassen. Nachher stellte ich heraus, daß dies Geinzel aus Lasy und Umgebung war.

Nachricht: Die Kaschatter Delegierten sind zurückgekehrt. Der Kommandeur der Bande hat zu ihnen gesagt: „Ihr seid tüchtige Kämpfer. 400 Mann der Unrigen habt ihr niedergestreckt und 600 verwundet. Anfänglich schickte ich 100 Mann, augenblicklich waren sie niedergemacht, dann 500, das gleiche geschah, ich schickte 1000, wieder wichen sie zurück, endlich verlangte ich 3000 aus Berezowka, aber auch diese hätte ich müssen zurückrufen, wenn ihr euch noch ungefähr zwei Stunden gehalten hättet.“ Er hat erlaubt, zurückzukehren. Die Hauptstraße ist ganz abgebrannt. Die Kirche ist in 7en zerfallen und ausgeraubt.“

Neue Erscheinungen über Armenien und die Armenierangelegenheiten in der Türkei:

- 1.) Die Entstehung und Wiederherstellung der armenischen Nation, von Professor Dr. Marquardt, Berlin, 1919.
- 2.) Der Todesweg eines Christenvolkes, von Dr. Johannes Lepsius, Potsdam, 1919.
- 3.) Durste man dazu schweigen? (Aus den armenischen Hungerlagern), von Dr. Joh. Lepsius, Potsdam, 1918.
- 4.) Einbrüche eines deutschen Oberlehrers aus der Türkei, von Dr. Martin Niepage, ehemals Oberlehrer an der deutschen Realschule zu Aleppo. Zweite Auflage, Potsdam 1919.
- 5.) Im Tal des Flusses Remach-Daghlan, von Dr. Joh. Lepsius, Potsdam, 1919.
- 6.) Über die Austreibung des armenischen Volkes in die Wüste, von A. Wegner, Berlin, 1919.

Alle diese Broschüren behandeln das traurige Schicksal des armenischen Volkes und vor allem die schrecklichen Verfolgungen, denen es während des Krieges in der Türkei ausgesetzt war. Die genannten Schriften haben einen christlich-moralischen Untergrund und betonen die Einleitung einer nachhaltigen Hilfsaktion zu gunsten der notleidenden Armenier. Drei der Schriften sind verfasst von dem bekannten Pastor Lepsius, welcher seit einer Reihe von Jahren für die Orientmission tätig ist und viel beigetragen hat zur Gründung und Erhaltung der deutsch-armenischen Waisenhäuser in türkisch-Armenien und Persien.

Auch die von der Deutsch-Armenischen Gesellschaft in Berlin seit dem 12. November wieder herausgegebene Zeitschrift „Deutsch-Armenische Korrespondenz“ tritt energisch ein für die Wiedererrichtung der Armenier in ihre Rechte und sammelt alles notwendige Material, um die Beschuldigungen, welche von Armeniern und den Zeitungen des französischen und englischen Deutschlands gegen Deutschland und unser ganzes Volk erhoben worden, zurückzuweisen. Bis in die allerjüngste Vergangenheit scheuten sich armenische Zeitungen nicht, die Mitschuld an den Verfolgungen der türkischen Armenier den Deutschen aufzuladen, und so lange der Krieg währte und genaue Berichte fehlten, war es unmöglich, die Grundlosigkeit dieser Beschuldigungen darzulegen. Dies wird aber jetzt getan und an die schon seit dem Jahre 1915 in der Deutschen Schweiz eingeleitete Hilfsaktion von Deutschland aus eine weitere angegliedert.

Nach Erfahrungen der letzten Monate werden wohl alle einsichtigen Armenier erkannt haben, daß politische Verprechungen, mögen sie noch so feterlich in die Welt ausposaunt werden, nur dann Nutzen bringen, wenn sie gehalten werden, und daß es daher sehr unklug ist, auf solchen Verprechungen seine Zukunft zu bauen und insbesondere den Satz gegen diejenigen zu predigen, denen die Armenier ein Gut ihrer Kulturentwicklung zu verdanken haben. Der unklare in „Dschamali Nischatunor“ erscheinene und in anderen Bildern viel besprochenen Rufus haben die schmerzliche Enttäuschung, welche die Armenier während der letzten Monate erfahren haben, liefert den Beweis, daß sie sich auf dem Wege befinden, der zu einer richtigen Erkenntnis und Würdigung von Völkern und Menschen führt.

Arthur Reish.

Verantwortlich für die Redaktion der 3.-L. des Verbandes der transkaukasischen Deutschen.

Verkauft

wird eine volle Wohnungseinrichtung: Möbel, Geschirr, Bilder etc. Ellabetsir. Nr. 123, Wohnung 4.